In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ •

Nr. 85 Posen, den 13. April 1929 3. Jahrg.

O du Heimatflur!

Roman von Johannes Höffner.

(12. Fortsetzung). (Nachdruck verboten.)

Pastor Krenzlin kam. Ein Rauschen und Schieben hob an. Sie gingen in den Saal. Süß und stark schlug ihnen der Duft der Blumen entgegen. Es war der letzte Odem, den sie aushauchten. Sie starben am Sarge. Die Wachskerzen qualmten im Luftzug. Und dann standen sie alle, die ihr Leben der Scholle verschrieben hatten, um den Sarg, sahen auf das bleiche Antlitz des Freundes, der nun in den geliebten Boden sank, in die Erde, um die er gearbeitet und mit der er gerungen und die ihn nun in die starken, treuen Arme nahm, um aus seinem Leibe ein neues Leben zu bauen, in neuen Formen und zu neuem Segen.

Und der Pastor redete von dem Sieg des Lebens, redete zu allen und doch nur zu einer, zu Gottfriede, und alle, die gekommen waren, hatten ihre Gedanken nicht bei dem Toten, sondern bei ihr. Im Hintergrunde gegen das Fenster stand Döring von Cocceji. Seine Husarenuniform war die einzige Farbe in der Trauerversammlung. Das Herz tat ihm weh, als er Gottfriede so in Schmerz und Verlassenheit sah. Er griff mit der Hand fest um den Pallasch, als müßte er ihn für eine große und heilige Sache ziehen. Und die Stimme in ihm sprach es wie einen Schwur: „Ich will dir dein Leben froh und reich machen.“

Die Feier war zu Ende. Der Sarg wurde geschlossen. Tagelöhner trugen ihn durch den hellen, warmen Frühlingstag. Der Gienower zog die Luft tief ein. Ihm war drinnen ganz flau geworden von dem starken Blumenduft. Und dann konnte er keinen Toten sehen. Er mochte nicht daran denken, daß er auch einmal so bleich in den Brettern liegen würde. Er lebte so gern, und die Erde war ihm so lieb. Wenn es so weit war — dann half es nichts. Aber warum vorher sich das Leben vergällen? Die Finken schlugen so laut. Und so laut schlug sein Herz.

Am Grabe unter den Tannen und Weymouthskiefern, durch die der sanfte Wind mit leisem Zischen ging, sang Küster Bewersdorf mit den Schulkindern:

Wie sie so sanft ruhen,
Die Seligen alle . . .

Der Klang der hellen Stimmen schwang sich auf und mit den Finken von Ast zu Ast. Die Herzen wurden frei. Die Hoffnung, die Zuversicht, die Gewißheit weihte den Augenblick. Das war kein Begraben, das war ein Säen. Das war, wie wenn man ein Weizenkorn in die Erde legte, Verlust für den Augenblick, Ernte in der Zukunft.

Die Schollen fielen. Der Hügel wölbte sich, Gottfriede sah in den blauen Himmel zwischen den dunkeln Bäumen. Nein, nicht in der Erde wußte sie den geliebten Vater. Was hatte dem Schmerz die Bitternis genommen? Wer hatte ihr den Sieg gegeben über Angst und Hoffnungslosigkeit?

Ihr Schritt war fest und ihr Gang aufrecht, als sie vom Grabe ging. Der Dubberziner wandte sich zu dem Husarenleutnant: „Weiß Gott, ein tapferes Ding. Aber sie wird es nicht schaffen.“

Die Damen gingen mit Gottfriede. Die Herren blieben nach und nach zurück. Sie hatten es nicht eilig. Sie wollten noch ein paar Worte miteinander sprechen. Man sah sich nicht so oft und mußte die Gelegenheit wahrnehmen. Es hatte sich im langen Winter mancherlei angesammelt, worüber man seine Meinung austauschen wollte, und im Garten war man ungeniert. Und so fand sich bald der eine zum andern.

Döring von Cocceji ging abseits. Er biß auf dem kleinen, kurzgeschorenen Reiterbart herum, hatte die Hände in den Manteltaschen und stieß bei jedem Schritt die Kieselsteinchen im Wege mit den Sporen nach hinten. Er schalt sich aus. Ein rechter Esel war er gewesen. Neun Gelegenheiten hatte er verpaßt, und die zehnte würde sich ihm nicht mehr bieten. Attacke konnte er reiten, und keine Hürde war ihm zu hoch. Aber hier hatte er gezuckelt wie ein fußkranker Infanterist. Er zählte her: vor Weihnachten auf dem Regimentsball, im Herbst auf dem Erntefest, bei der Hochzeit in Gatz — zum Henker, warum hatte er nicht Ernst gemacht? Warum war es ihm immer wie ein Unrecht vorgekommen, sie zu nehmen? Er gab doch sonst nichts auf Sentimentalitäten! Jetzt? Jetzt war wahrhaftig keine Gelegenheit. Wo ihr Herz so voller Schmerz und Trauer war und ganz erfüllt von dem Gedanken an den Vater — sie war in ihrem Schmerz so süß, er hätte sie an sich reißen mögen, aber . . .

Er sah zu seinem Vater hinüber. Der ging vorn mit dem Gienower in eifrigem Gespräch. Sie sprachen von dem nächsten Kreistag und der Entwässerungsvorlage. Die durfte auf keinen Fall durchgehen. Das war am grünen Tisch ausgeheckt worden und eitel Federfuchserei. Würden die Gewässer reguliert, dann würden die Wiesen entwässert werden und gaben doch jährlich manch Fuder Kernheu, und manch Hektar Weideland war gewonnen. Aber die Spiegel der Seen würden sinken, um zwei, vielleicht um drei Meter, manche, die kleinen, würden ganz austrocknen, und die Fischerei käme auf den Hund. Die brachte mehr ein als durch die Meliorierung gewonnen würde. Kein Fischer würde mehr die hohe Pacht zahlen. Und dann, Nachbar, bedenken Sie die Natur! Die Seen sind das Auge der Landschaft. Die Natur würde blind. Der ganze Kreis wäre verschandelt. Er kriegte den Gienower an dem obersten Rockknopf: „Nur nicht regulieren. Um Himmels willen nicht. Regulieren ist Tod . . . Zum Henker mit aller Bureaukratie.“

Aber der Gienower hatte keine Seen wie Cocceji. Und wenn reguliert wurde, brauchte er seinen tiefgründigen Acker nicht zu drainieren.

Er zuckte die Achseln.

„Jedes Ding hat zwei Seiten.“

Aber Cocceji hielt ihn fest.

„Was ich Ihnen sage, Nachbar, nur nicht regulieren.“

Der Sohn hinten aber machte sich die bittersten Vorwürfe, daß er die Sache mit seinem Herzen nicht schon längst ins reine gebracht und reguliert hatte. Regulieren das war das Leben.

Es war schon so wie der Gienower meinte: jedes Ding hat zwei Seiten.

Der Leutnant zermarterte sich: Was sollte er tun? Da rief ihn der Brüskower heraus und fragte hinter ihm: „Sagen Sie mal, Cocceji, wie ist denn jetzt das Avancement im Regiment?"

Er wandte sich leicht zur Seite und sagte kurz: „So lala."

Noch andere waren mit ihren Gedanken bei Gottfriede.

Olböter und Raackow gingen einen Seitenweg. Sie mochten nicht in dem Schwarm sein und sprachen lange kein Wort, bis sie beide mit ihren Gedanken auf dem Kreuzweg zusammenkamen und der eine dem andern das Wort vom Munde nahm.

„Das wird eine schwere Zeit."

„Raackow," sagte Olböter, „es geht um alles. Wir müssen die Karre aus dem Dreck ziehen. Ein Hundsfott, wer von seinem Posten geht." Er reichte dem Schafmeister die Hand hin, und eine lange Weile standen sie so still, und ihre Augen waren feucht.

Ja, was ein Grab alles wirken kann. —

Hedken, die Köchin, saß in ihrer Kammer und weinte; all ihre Sünden fielen ihr bei, daß der gute Honigwein, der dem Herrn so gut getan hätte, in Hinrik Sewentritts Gurgel gelaufen wäre und er sich das Maul geleckt hätte nach mehr. Aber nun war das zu Ende. Und die letzte Flasche holte sie ihm nicht, und wenn er danach janken tät wie ein Kettenhund.

Da waren die paar Reste von dem Rotwein heut. Aber den Honigwein — nee, und wenn der Himmel einfiel.

Und hinten unter den Tannen an dem frischen Grabe stand ein anderer und bat dem toten Melms ein Unrecht ab: Thaddäus Wreszinsky. Hinten herum war er mit seinem Wägelchen gefahren, hatte das Pferdchen an eine Birke am Wege gebunden, wo ein wenig Gras stand, hatte ihm den Zaum aus dem Maul genommen, daß es rupfen konnte, und war durch die Feldpforte in den Park geschlichen, zwischen den Birken durch, wie die Kinder sangen, hatte im Versteck hinter einer Hecke gestanden und war heimlich dabei gewesen, als man den Sarg zur Erde gebracht hatte.

Und nun, da sie alle fort waren, kam er hervor, stand an dem blumenbedeckten Hügel, reckte den Kopf und sprach ein Gebet auf seine Art. Das Gewissen setzte ihm zu. ‚Wer sagt: hol' ich nicht Geld, kriegt sich nicht Schlaganfall? Kriegt sich nicht Schlaganfall, bleibt sich leben? Aber wer sagt? Stachu sagt: Vatter hol'. Bozena sagt: Vatter hol'. Ich sag': werde holen. Aber kann ich wissen? Hätt' ich gewußt, daß sich so schwach aufzuregen — Aber was Bozena? Was Sohn Stachu? Kann Vater nicht, wie will.'

Schwerfällig stapfte er durch das Gehölz zurück. Er schüttelte den Kopf, daß die Lammfellmütze ihm auf das rechte Ohr rutschte. ‚Is sich Gewissen rein, ganz rein. Hale. Wer sagt, daß nicht rein? Aber, wszystko jedno, konnte er geben Geld andres auf Gut; gnäddiges Freilein wirde brauchen; gnäddiges Freilein wirde nehmen. Sohn Stachu und Tochter Bozena megen zanken.' Er kratzte sich hinten im Genick. ‚Steht sich schlecht. Geht sich pleite. Sagt Herz ja, sagt Kopf nein.'

Das Pferd hob den Kopf über die Hecke und spitzte die Ohren. Thaddäus Wreszinsky schnalzte mit der Zunge.

„Nu, Pferdchen, schmeckt sich Gras schon?"

Dann stand er bei ihm, schob ihm wieder den Zaum ins Maul, klopfte ihm den Hals und tat, als hätte es zu ihm gesprochen.

„Co, koniku? Noch Hunger? Cicho, cicho! Fahren wir zu Müller, zu handeln auf Kalb. Hat sich Müller Schrot, wird er Pferdchen geben, kann sich Pferdchen fressen."

Er kletterte auf den Bock, schlug den verschlissenen Woilach um die Knie, klatschte mit der Leine dem Tier auf die Hinterhand.

„Już! Już! Hat sich Müller Schrot."

Der Wagen klapperte über die Dorfstraße. Aber kein Köter bellte hinter ihm her. Die hatten heute genug zu bellen gehabt, waren hinter den vielen Kutschen hergelaufen, als sie kamen und als sie wegfuhren, und lagen nun müde im Winkel und hörten nicht mehr hin, wenn ein paar Räder über den Damm rasselten.

Sie waren alle fort. Das Herrenhaus war leer geworden, und Gottfriede war wieder allein. Der schwere Tag ging zu Ende. Hinter den Bäumen stand der Himmel brennend rot.

Binchen hatte mit den Mädchen zu tun. Schwester Mathilde packte. Sie mußte morgen fort. Eine neue Pflege wartete schon auf sie. Ein Krebskranker. Der Abschied wurde ihr schwer. Hier hatte sie seit langer Zeit wieder einmal Heimatluft geatmet. Aber es ging ja nicht nach dem eigenen Willen. Das Ich durfte nicht gelten, wenn Er rief. Im Speisesaal des Mutterhauses hing die Tafel an der Wand, darauf war diese Selbstverleugnung bildlich dargestellt: das Ich durchstrichen, mit einem dicken schwarzen Balken, und darunter groß und klar das Er. Ach, es war nur so schwer, so sehr schwer, wenn man jung war, wenn das Leben vor einem herging und Blumen streute für alle andern, und man selber durfte doch nichts aufheben. Ein bitterer Gedanke kam ihr: man würde selber so auf den Weg gestreut und mußte im Staub verwelken für andere. Ein Sträußchen vertrockneter Schneeglöckchen fiel aus dem Gesangbuch. Wozu sollte sie sie aufheben? Die Erinnerung tat doch nur weh, die Erinnerung wurde ihr doch nur zur Versuchung. Einen Augenblick zögerte sie, aber dann tat sie die trockenen Blumen wieder in das Buch.

Sie hätte fast laut aufgelacht, als Olböter sie ihr unbeholfen und schüchtern auf dem Sonntagsspaziergang gereicht hatte, aber jetzt hätte sie am liebsten geweint.

Gottfriede wanderte indessen von Zimmer zu Zimmer, wie man durch die Räume wandert, wenn einer, den man lieb hat, auf Reisen ging und man sich nicht mit seiner Abwesenheit abfinden kann und glaubt, in irgendeiner Ecke müßte er doch noch sitzen, an irgendeinem Fenster stehen, durch irgendeine Tür kommen.

Binchen kam und bat sie zu Tisch. Aber sie mochte nicht. Sie wanderte weiter hin und her; schließlich setzte sie sich neben das Bett, in dem der Vater gestorben war, meinte, seinen stillen, leichten Atem zu hören, und mit der lösenden Dunkelheit kam nach all dem aufwühlenden Schmerz der letzten Zeit eine wehmütige Ergebung in ihr Herz gezogen.

Es wurde im Hause still. Ueber sich hörte sie noch Schwester Mathilde hantieren.

Sie stand auf und zündete die Lampe an und setzte sich an den Schreibtisch des Vaters. Nun kam noch ein schweres Stück. Damit wollte sie den Tag beschließen. Sie tauchte ein und schrieb:

Lieber Bruder!

Ob dieser Brief Dich erreichen wird, weiß ich nicht. Ich sende ihn Dir durch den Ostasiatischen Lloyd, durch den wir die Nachricht von Deiner Abreise nach Australien erhielten. Was ich Dir mitzuteilen habe, wird Dich schwer treffen. Unser lieber Vater ist heimgegangen und heute unter den Tannen neben Mutter beigesetzt worden. Bald nachdem Du gegangen warst, traf ihn ein Schlag. Wir hofften, seine gute Natur würde sich erholen, aber umsonst. Am Sonnabend vor Ostern blieb er uns unter den Händen. Noch wenige Stunden vor seinem Tode fragte er nach Dir, wo Du wärst und wann Du kämst. Ein paarmal horchte er nach draußen, ob ein Wagen rolle und Herkules belle, dann schüttelte er den Kopf und sagte: Der Junge kommt nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Aberglaube und Kriminalität.

Von Dr. Alfred Rabe.

Die wenigsten sind sich darüber klar, wie weit in unserem heutigen aufgeklärten Zeitalter der Aberglaube im Einzelnen wurzelt. Allgemein wird die Stimmung vorherrschend sein, daß unsere moderne Kultur und der geistige Aufstieg weitester Volkskreise mit dem Aberglauben als solchem mehr oder weniger aufgeräumt haben. Diese Ansicht zeigt sich aber bei näherer Untersuchung als eine durchaus irrige. Alle Aufgeklärtheit und Erkenntnis des natürlichen Geschehens bringt uns nicht um die Tatsache herum, daß tatsächlich noch eine ganz erhebliche Zahl unserer Mitmenschen abergläubisch ist, den Glauben an etwas Ueberirdisches, Uebernatürliches, das sich durch natürliche Mittel besonderer Art beeinflussen läßt, nicht abstreifen kann. Um das zu beweisen, braucht man an sich selbst ja nur einmal zu prüfen und kann dabei gleichzeitig den Einfluß der Suggestion in Beziehung auf den Aberglauben an sich feststellen. Erzählt nur jemand ein angeblich wahres Erlebnis aus seinem eigenen Leben, in dem einzelne wichtige Begebenheiten sich in Uebereinstimmung mit Erscheinungen abergläubischer Art abgespielt haben, so wird der Zuhörer, der sonst seiner eigenen Ansicht nach kaum zum Aberglauben neigt, in fast allen Fällen sofort Parallelen mit seinem eigenen Leben zu ziehen suchen, und nicht wenige werden dann von der Richtigkeit solcher Erscheinungen sich überzeugen lassen — und damit dem Aberglauben verfallen sein. Gewiß gewinnt der Aberglaube heutigen Tages nicht mehr die Bedeutung, wie er sie in früheren Jahrhunderten hatte, und so ist es auch natürlich, daß die engen Beziehungen, die zwischen dem Aberglauben und der Kriminalität schon immer bestanden, heutigen Tages grundlegend andere geworden sind wie in früheren Zeiten. Trotzdem sind die Beziehungen damit aber noch nicht geschwunden, doch ist der Einfluß des Aberglaubens auf die Kriminalität als solcher verändert und, wie ohne weiteres gesagt werden kann, glücklicherweise ein besserer. Das zeigt sich besonders auf den Gebieten der Verbrechensverübung aus abergläubischen Motiven. Weit weniger wie früher ist heute der Aberglaube Triebfeder des Verbrechens, bildet Befriedigung des Aberglaubens das Motiv zur Straftat. Tatsächlich hat hier die Aufklärung unserer Zeit in erheblichem Maße verringernd auf die Kriminalität aus Aberglauben eingewirkt.

Talismane, die in den verschiedensten Fällen Schutz und Hilfe gewähren sollen, können nach dem Glauben ihrer Träger ihre Wirkung nur zeigen, wenn sie unter besonderen Umständen in den Besitz des Trägers gelangt sind. Diese besonderen Umstände erweisen sich dann aber meist als strafbare Handlungen. In erster Linie kommt da der Diebstahl in Frage, häufig nicht einmal ein solcher hoher Wertobjekte. In vielen Gegenden ist z. B. die Meinung verbreitet, daß zur Heilung von Wunden einer Frau ein Kleidungsstück ihrer Feindin das geeignete Mittel ist, und zwar wenn dasselbe verbrannt und die Asche auf die Wunde gelegt wird. Gegen Warzen hilft das Auflegen von gestohlenem rohen Fleisch, gestohlenes Brot ist Mittel gegen Fieber und gestohlener Speck hilft gegen Halsschmerzen u. a. m. So ist, abgesehen von solchen in strafrechtlicher Hinsicht lächerlichen Fällen, die Bedeutung des Aberglaubens als Verbrechensmotiv in Deutschland verhältnismäßig gering. Bedeutsamer wie in diesem direkten wird er dagegen in seinem indirekten Einfluß auf die Kriminalität. Dieser indirekte Einfluß zeigt sich in der Anwendung bestimmter, auf Aberglauben beruhender Mittel seitens des Verbrechers, der durch Anwendung von Zaubermitteln und Talismanen sich der Verfolgung entziehen und den Erfolg seiner Straftat sichern zu können glaubt. Gerade diese Art des Aberglaubens ist diejenige, der heute noch in der Kriminalität die weitaus größte Bedeutung zukommt. Dabei findet die Tatsache, daß sie in der Verbrecherwelt verbreitet ist, eine ganz natürliche Erklärung. Auf allen Lebensgebieten, auf denen sich das Dasein des Menschen in wenig geordneten und unruhigen Bahnen abspielt, wird sich der Mensch von unklaren Gefühlsäußerungen leichter beeinflussen lassen. Das wird anders, sobald sich das Leben des Menschen in geordneten, ruhigen Bahnen bewegt und seine Nerven nicht besonders aufgepeitscht werden. Die Richtigkeit dieser Behauptung beweisen uns eine ganze Reihe von Gesellschaftskreisen. Am bekanntesten ist da vielleicht der Spieleraberglaube. Schon der Glaube des Spielers an bestimmte Regeln des Glückspiels, „an sein System", das ihm mühelosen Gewinn verschaffen soll, hält dem kritischen Blick des Sachverständigen nicht stand, sondern erweist sich bei der Nachprüfung als nichts anderes wie krasser Aberglaube. Dasselbe, was hier für den Spieler im engeren Sinne des Wortes gilt, gilt auch für den Spieler und Wetter auf der Rennbahn u. a.

Wenn nun schon in diesen Kreisen der Aberglauben so starke Verbreitung findet, so ist es dann nicht mehr erstaunlich, wenn die Menschheitsklasse, deren Leben in ewiger Bedrohung und Gefahr vor den Sicherheitsorganen des Staates schwebt, wenn der Verbrecher dem Aberglauben in ganz besonderem Maße huldigt. Unendlich groß ist die Zahl der abergläubischen Mittel, die dem Verbrecher Schutz und Sicherheit gewährleisten sollen. Dabei beweisen diese Mittel eigentlich nur, wie sehr der Aberglaube geeignet ist, das logische Urteil des Menschen vernichtend zu beeinflussen. Vielfach läßt das Vorhandensein und Auffinden von Verbrechertalismanen wichtige Schlüsse auf den Täter zu, dient damit zu seiner Ueberführung. So ist es z. B. ein weitverbreiteter Brauch unter den Verbrechern, daß sie am Ort ihrer Straftat Blutspuren aus Wunden, die sie sich selbst am Tatort beigebracht haben, hinterlassen. Eine Erklärung findet der Brauch wohl in der uns schon aus dem Altertum überkommenen Ueberlieferung, nach der man durch freiwillige Opfer den Zorn der Götter, den man zu fürchten hatte, abzuwenden versuchte. Solche Spuren werden dem Verbrecher bei den heutigen modernen wissenschaftlichen, insbesondere chemischen Hilfsmitteln, mit denen der Erkennungsdienst einer modernen Großstadt arbeitet, nur zu leicht gefährlich. Das ist dem Verbrecher, der ja auch auf diesem Gebiet meist schon oft genug Gelegenheit gehabt hat, Erfahrungen zu sammeln, nicht unbekannt. Trotzdem läßt er sich nicht davon abbringen.

Eine besondere Rolle spielt der Aberglaube beim Meineid. Außerordentlich groß ist noch die Zahl der Leute, die glauben, durch gewisse symbolische Handlungen die Wirkung des falsch geschworenen Eides für ihre Person abwenden zu können. Sie sind tatsächlich der Meinung, daß ein derartig geschworener falscher Eid nie und nimmer ein Meineid als solcher sein könne, der ihre Bestrafung herbeiführt. Besonders weit verbreitet ist der Glaube, daß der Schwörende entweder den Schwurfinger oder in manchen Gegenden überhaupt die ganze linke Hand zur Erde strecken muß, während er die Eidesformel spricht. In anderen Gegenden muß die linke Hand zur Faust geballt werden u. ä. Die Ansicht ist dann die, daß die linke Hand die Wirkung des Eides ablenkt, ähnlich wie ein Blitzableiter. Der Eid fährt von der rechten erhobenen Schwurhand durch den Körper in die linke Hand und dann in die Erde, ohne eine Wirkung auszuüben, so daß dem in diesr Form falsch Schwörenden Nachteile aus dem geleisteten Eide nicht entstehen können.

„Minna".

Damals gab es noch keine Arbeitslosenunterstützung, die uns Malern heute die Modelle verscheucht. Minna saß auf dem Podium, und ich ließ sie erzählen, denn sie war eine unbeschäftigte Dame vom Varieté, mußte also auch manches erlebt haben. Außerdem wird das Gesicht lebendiger. Hübsch war Anna nicht — wenigstens nicht im Gesicht. Große Figur, rote Haare, Schlitzaugen, riesiger Mund, Berlinerin.

„Weite Reisen habe ich schon gemacht. Einmal war ich sogar in Monte Carlo." Ich glaubte, das Mädchen schwindle. Ich ließ sie weiter erzählen.

„Die Spieltische sind von Menschen umlagert, oft drei Schichten hintereinander. Auch ich trat heran und setzte die kleinste Münze, die erlaubt ist: 5 Franc. Rouge et noir hieß das Spiel. Im Nu war mein Geld verspielt, aber ich blieb am Tisch, um mir mal die Sache näher anzusehen. Mit Staunen sah ich, daß auf einer Nummer si chein Berg von Gold und Papier häufte. „Fräulein" — rief plötzlich der Croupier zu mir —, „wollen Sie nicht Ihren Gewinn abheben?" Ich traute meinen Ohren nicht. Meine 5 Franc hatten sich fortwährend verdoppelt. Mir stieg das Blut zu Kopf, und ich fuhr mit dem Gelde ins Hotel. Ich wurde übermütig. Denken Sie nur: „Kellner, ein Glas Sekt! Was kostet es?" „10 Francs!" Da habe ich erwidert: „Haben Sie nicht teureren Sekt?" Dann telegraphierte ich an meine Mutter und an meinen Impresario: „Ich habe rasend gewonnen, brauche nicht mehr zu singen, kaufe Villa in Grunewald." Am nächsten Tage fuhr ich nach einer Stadt, die heißt Marseille. Dort kaufte ich mir schöne seidene Kleider; die habe ich noch. Da ich mich langweilte, beschloß ich am dritten Tage wieder nach der Bank zu gehen."

„Was hatten Sie im ganzen gewonnen?"

„Ich taxiere auf 30—40 000 Francs. Die Pakete mit den 100 Francs-Scheinen interessierten mich weniger. Aber die Goldstücke zu 100 Francs ließ ich durch die Finger klimpern.

Da meine Taschen gefüllt waren, steckte ich mir den Busen mit den Papierscheinen voll. Eine alte Dame im Hotel sah es und empfahl mir, wenigstens die Hälfte zu Hause zu lassen. Ich achtete nicht darauf und begann wieder zu spielen. Anfangs gewann ich auch. Dann aber ging das Verlieren los, bis alles Geld verspielt war. Dann trat ich weinend zum Croupier. Der ließ mich hinausführen.

Wenn man das viele Geld sieht, denkt man, es habe keinen Wert; wenn man aber seinen Droschkenkutscher nicht bezahlen kann, merkt man doch, daß es anders ist! Als ich auf mein Retourbillett am Friedrichstraßen-Bahnhof ausstieg, empfingen mich Mutter, Impresario und Freunde: „Na, Minna, wo sind nun deine Millionen?" Da war's nischt.

Es war doch schön, einmal Märchenprinzeß gewesen zu sein. Der Aerger über mich war viel größer."

Eugen v. Rege.

Wo kommen unsere Filmstars her?

Ein großer Prozentsatz der seit vielen Jahren in Deutschland filmenden Künstler gehört der Nationalität nach nicht zu Deutschland. Aber nur der Nationalität nach. Künstlerische Leistungen, menschliche Vorzüge einer Asta Nielsen, Lil Dagover, Lya Mara, einer Bergner und andere Größen machten diese Darstellerinnen derart populär und heimatberechtigt, daß bei Nennung ihrer Namen niemand auf den Gedanken kommt, daß ihre Wiege viele Hunderte, ja Tausende von Kilometern von Deutschland entfernt stand.

Die Freunde und Anhänger der flimmernden Wand wird es sicher interessieren, woher diese Künstler alle kamen, wo sie das Licht der Welt erblickten.

Aus **England** kamen Lilian Harvey, Lilian Hill-Davis, Jack Trevor, Warwick Ward, Vivian Gibson, Dene Morel. **Italienischer** Abstammung sind Marcella Albani, Carmen Boni, Maria Jakobini, Luciano Albertino, Livio Pavanelli, Carlo Aldini, Angelo Ferrari, Luigi Serventi, Maciste. In **Rußlands** Steppen und Städten stand die Wiege der Lya Mara, Olga Tschechowa, Xenia Desni, Nina Wanna, Elisabet Pinajeff, Wladimir Gaidaroff, Chmara, Ivan Mosjukin, Lydia Poteschina. Truus van Aalten, Adolphe Engers sind **Holländer**. **Oesterreicher** die Regisseure Fritz Lang, Richard Oswald, Joe May; dann die Bergner, Mia May, Lucy Doraine, Jenny Jugo, Liane und Grit Haid, Anton Pointner, Paul Morgan, Fred Louis Lerch, Mady Christians, Fritz Kortner, Frida Richard, Walter Slezak, Eddi Polo, Teddy Bill. **Ungarisches** Blut in ihren Adern haben Camilla Hollay, Ernst Verebes, Lya de Putti. Agnes Esterhazy, Maria Korda, Ellen Kürthy, Wilma Banky, Magda Sonja, Käte von Nagy.

Maria Paudler, Anny Ondra, Oskar Marion sind in der **Tschechoslowakei** geboren, in **Schweden** Mary Johnson, Aud Edege Nissen, Greta Nissen, Greta Garbo, Niels Asther, Jnney Hasselquist, in **Frankreich** Suzy Vernon, Lily Damita, Andreye Lafayette, in **Dänemark** Asta Nielsen, Agnes Petersen, Max Hansen, Holger Madsen, Olaf Fönß; in **Bulgarien** Iva Wania; in **Polen** Pola Negri, Vera Polli; in **Persien** Aruth Wartan, in **Spanien** Ramon Nowarro, in **Kroatien** Gerda Maurus, in **Java** Lil Dagover, in **China** Anna May Wong, Nien Sön Ling.

Aber Lee Pary, Betty Astor, Mary Kind, Mary Parker, Grita Ley u. a. sind trotz ihres ausländischen Pseudonyms deutschbürtig. Deutsche sind ferner: Alfred Abel, Leipzig; Siegfried Arno, Hamburg; Wilhelm Dieterle, Ludwigshafen; Richard Eichberg, Berlin; Willy Fritsch, Kattowitz; Gustav Fröhlich, Hannover; Werner Fütterer, Stralsund; Otto Gebühr, Kettwig; Kurt Gerron, Harry Helm, Brigitte Helm, Berlin; Paul Heidemann, Köln; Evelyn Holt, Berlin; Camilla Horn, Frankfurt a. M.; Hans Junkermann, Stuttgart; Fritz Kampers, Garmisch; Harry Liedtke, Königsberg; Grete Mosheim, Berlin; Lotte Neumann, Ossi Oswalda, Paul Otto, Berlin; Mary Parker, Breslau; Dita Parlo, Stettin; Lee Parry, München; Albert Paulig, Dresden; Henny Porten, Magdeburg; Hanna Ralph, Bad Kissingen; Walter Rilla, Saarbrücken; Claire Rommer, Berlin; Reinhold Schünzel, Hamburg; Dr. Christa Tordy, Bremen; Vonrad Veidt, Potsdam, Ida Wüst, Frankfurt a. M.

Gedenktage.

13. April. Robert Kurpiun, der oberschlesische Romanschriftsteller, kann am 13. April seinen 60. Geburtstag feiern. Er ist 1869 in Gandrinnen (Ostpreußen) geboren und wirkt jetzt als Lehrer an der oberschlesischen Bergschule in Peiskretscham. Erst verhältnismäßig spät ist Kurpiun mit größeren Werken hervorgetreten, unter denen der Roman „Das Flammenhaus" besonders Beachtung verdient.

Aus aller Welt.

Eignungsprüfungen für werdende Schauspieler und Opernsänger. Zum ersten Male werden in diesem Monat an zwölf Orten, nämlich in Berlin, Dresden, München, Hamburg, Frankfurt a. M., Stuttgart, Köln, Breslau, Leipzig, Königsberg, Karlsruhe und Weimar, die „Prüfungsstellen für Anfänger im Bühnenberuf" in Funktion treten. Diese Prüfungsstellen, die ihre Tätigkeit kostenlos auszuüben haben, sollen dem Zweck dienen, daß nur Begabte sich dem Beruf des Schauspielers und Opernsängers zuwenden. Der Deutsche Bühnenverein hat seinen Mitgliedern zur Pflicht gemacht, nur noch solche Anfänger zu engagieren, die das Zeugnis solch einer Prüfungsstelle vorweisen können oder im Besitz des Abgangszeugnisses einer der von den beiden Organisationen anerkannten Theaterschulen sind. Man darf auf die Ergebnisse der ersten Prüfungen gespannt sein, die an den meisten Prüfungsstellen zu Anfang der zweiten Aprilhälfte anberaumt sind. Ob freilich die deutschen Theaterleiter nicht doch manche Begabung in ihr Ensemble aufnehmen werden, die sie selbst entdeckt haben? Immerhin dürfte die Zeugnisfrage momentan für Bühnenanfänger von großer Wichtigkeit sein.

Wann wird am meisten gearbeitet? Untersuchungen, die der Wiener Forscher Brezina in bezug auf die Tages-Arbeitsleistungen an Arbeitern und Schulkindern vornahm, ergaben, daß zum Beispiel bei Arbeiterinnen die Leistungskraft jede Woche bis zum Mittwoch anstieg, dann bis zum Freitag sank und am Sonnabend nur sehr gering war, wogegen für die männlichen Arbeiter Donnerstag und Freitag die besten Arbeitstage waren. Bei den Schulknaben zeigte sich, daß der Höhepunkt der Arbeitsleistung immer auf die zweite Wochenhälfte fiel; die jüngeren Schulmädchen dagegen arbeiteten Dienstag und Mittwoch, die älteren Mädchen Mittwoch und Freitag am besten. Was den Einfluß der Jahreszeiten auf die Arbeitsleistung anbelangt, so wies eine amerikanische Statistik nach, daß die besten Arbeitsmonate der Oktober und November sind.

Zöglinge amerikanischer Besserungsanstalten. Durch Peter Martin Lampels „Jugend in Not" ist in den letzten Wochen die Aufmerksamkeit sehr stark auf die Besserungs- und Fürsorgeanstalten hingelenkt worden. Da ist es von Interesse, aus Amerika etwas über den Lebensweg von Fürsorgezöglingen zu erfahren. Der Direktor einer bekannten Besserungsanstalt in Rahway im Staate New Jersey ist dem weiteren Lebensgang von zweihundert früheren Zöglingen nachgegangen. Dabei hat er festgestellt, daß ein sehr großer Teil dieser ehemaligen Zöglinge zu recht angesehenen Stellungen gekommen ist. Ein junger Bursche, der wegen eines frechen Diebstahls fünf Jahre Gefängnis abzusitzen hatte, ist jetzt Schatzmeister einer angesehenen Bank; einer ist Schulamtspräsident, ein anderer ist erster Sekretär eines Bankhauses, andere sind Inhaber bekannter Firmen. So gibt es noch viele, in denen niemand frühere Fürsorgezöglinge sehen würde. Der Direktor der Anstalt will über die Namen das strengste Stillschweigen beobachten. Einige der ehemaligen Zöglinge haben sich übrigens zusammengefunden und Geld gesammelt, um jetzigen Zöglingen zu helfen.

Die Erfindung des Schachspiels. Unter den vielen Sagen, die über die Erfindung des Schachspiels in Umlauf sind, berichtet eine, daß der Brahmane Sissa dasselbe bereits 400 Jahre vor Christi Geburt erfunden habe. Er überreichte es dem König Schachram, um diesem, der das Volk verachtete, die Lehre zu geben, daß ein Herrscher ohne die Geringsten nichts vermöge. König Schachram war so entzückt darüber, daß er dem Brahmanen erlaubte, sich eine Gnade von ihm zu erbitten. Sissa begehrte, daß man ihm für das erste Feld ein Weizenkorn, für das zweite zwei, das dritte vier und für alle weiteren Felder so fort bis zum vierundsechzigsten Felde verdoppelt, geben möge. König Schachram war höchst ungehalten über die ihm so unbedeutend erscheinende Forderung, die er fast für Spott nahm; er staunte aber nicht wenig, als er vernahm, daß alles Getreide seines Landes nicht hinreichen würde, dem Brahmanen die verlangte Zahl Körner zu liefern. Die Probe aufs Exempel zu machen, bleibt den Lesern gern überlassen.

Der größte Schornstein der Welt. Den größten Schornstein der Welt besitzt seit Oktober 1916 die Copper and Silver Mining Co. in Great-Fills im Staate Montana. Der Riesenschornstein, den Kölner Domtürmen nur wenig nachstehend, ist 154 Meter hoch. Seine lichte Weite beträgt am Fuße 20,3 Meter, am oberen Ende 15,2 Meter. Der Bau beanspruchte 169 Tage und erforderte 13 000 Tonnen Formsteine, die in einer besonders dazu in der Nähe errichteten Ziegelei hergestellt wurden. Die ungeheuren Arbeitsmaterialien wurden durch drei elektrische und einen durch Dampf betriebenen Aufzug zu den Arbeitsstellen hinaufbefördert. Der Schornstein ist mit 16 kupfernen Blitzableitern mit je 32 Millimeter langen Platinspitzen gesichert und steht mit zwei kupfernen Leitungen mit der Erde in Verbindung. Sein Gesamtgewicht beträgt 18 000 Tonnen. Bisher wurde die berühmte „Hohe Esse" der Halsbrückener Hütte bei Freiberg als der höchste Schornstein gezählt, dessen Höhe 140 Meter beträgt.

Fröhliche Ecke.

Sängerin und Kritiker. Sängerin: „Wie können Sie sich erlauben, über mich eine so schlechte Kritik zu schreiben, zumal Sie selber nicht einen Ton singen können?" — Kritiker: „Gnädige Frau, ich kann auch keine Eier legen, aber trotzdem glaube ich, daß ich von einem Omelett mehr verstehe als eine Henne!"

Eines schickt sich nicht für alle. Im Dorfe ist eine große Leiche, so wird in Reclams Universum erzählt. Nach dem Begräbnis sitzt die ganze Trauergemeinde im Hause der Witwe beim Kaffee. Da will einer der Bauern sich den Zucker mit der silbernen Zuckerzange nehmen, die als Prachtstück daliegt. Aber die Witwe weist ihn streng zurück: „Willst du wohl die Hände davon lassen! Die Zuckerzange ist nur für den Herrn Pastor und den Herrn Lehrer da, Ihr Bauern könnt euch den Zucker mit den Fingern nehmen."

Späte Erkenntnis. Der Herr Studienrat hat eine seiner Primanerinnen als Gattin heimgeführt, und diese hat sich als arge Xanthippe entpuppt. Es ist wieder einmal recht stürmisch hergegangen, und die streitbare Ehehälfte hat ihm ein Buch an den Kopf geworfen. Da seufzt er tief auf und murmelt: „Und dir hab' ich im Betragen immer „Sehr gut" gegeben!"

Komplimente. Ned trifft eine — die er kennt.
„Küß' die Hand, gnä' Frau!" begrüßt er sie, „Sie werden auch jeden Tag jünger."
„Keine Komplimente."
„Na schön, sagen wir jeden zweiten Tag."

J. H. R.